



z.V.g.

Schrecklich ehrlich erzählt Autor Roland M. Begert in seinem Buch «Eisensterne» darüber, wie ihm in Winterthur die Jugend geraubt wurde.

«Ich erlebte in Winterthur eine düstere Zeit der Unfreiheit»

15.11.2017 07:00

Eigentlich wollte er Förster werden, wurde aber zu einer Giesserlehre bei der Firma Sulzer in Winterthur gezwungen. Verlassen hat er die Stadt mit einer Ausbildung, verloren hat er hier seine Jugend.

Winterthur Roland M. Begert hat eine spezielle Beziehung zu Winterthur. Fast schon könnte man sie als eine Hassliebe verstehen. Jetzt hat er ein Buch über seine schrecklich wunderbare Zeit in der Eulachstadt geschrieben.

Herr Begert, was hat Sie ermutigt, ein Buch über Ihre Zeit in Winterthur zu schreiben?

«Eisensterne» schildert die Zeit der 1950er-Jahre in Winterthur. Damals eine Industriehochburg, es herrschte Hochkonjunktur. Alles, was Hände und Füße hatte, fand in den Fabriken Arbeit. Es waltete aber ein industrieller Zeitgeist, der im Arbeiter nicht immer den Menschen sah, sondern hauptsächlich an seinem Nutzen interessiert war.

Sie mussten eine Lehre als Giesser absolvieren. Warum?

Die Armenbehörde war froh, wenn Schulentlassene die Gemeinde nicht weiter belasteten. So wurden sie in Berufszweige getrieben, die ihnen einen Lohn zusicherten, mit dem sie ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten. Eine Giesserlehre war damals gut bezahlt. Trotzdem mangelte es an Burschen, die bereit waren, diesen körperlich anstrengenden Beruf zu erlernen. So genügte man sich mit Jungs, die aus bildungsfernem Milieu stammten und diese Lehre aus Not absolvierten.

Was wäre denn Ihr Traumberuf gewesen?

Förster. Ich musste in den Wintermonaten viel im Wald arbeiten und sah oft den Förster mit Hund und Gewehr. Ich stellte mir damals vor, wie schön es sein muss, mit Spazieren und Jagen im Wald den Lebensunterhalt zu verdienen.

Was vermissen Sie als Berner an Winterthur am meisten?

Im Gegensatz zu meiner Zeit in den 50er-Jahren hat sich das Stadtbild Winterthur aus meiner Sicht positiv entwickelt. Es riecht nicht mehr nach Russ, Kohle, Eisen und Schweiss. Vielmehr hat sich jetzt eine lockere «Italianità» breitgemacht. Es gibt viele italienische Restaurants. Stühle, Tische, Pflanzentöpfe zieren den öffentlichen Raum und geben dem Stadtbild eine gewisse Leichtigkeit und Lebensheiterkeit.

Warum war Winterthur ein besonderer Lebensabschnitt für Sie?

Ich erlebte eine Zeit in düsterster Unfreiheit. Als elternloser Jüngling in der Fremde sahen sich meine Schlummermutter und der Lehrlingschef verpflichtet, absolute Kontrolle über mich zu haben. Gar Freundschaften zu Gleichaltrigen wurden verboten. Genauso der Beitritt zum Juniorenfußballclub. Nach der Fabrikarbeit wurde erwartet, dass ich schnurstracks zur Schlummermutter

gehe, die mich auf ihrem Hof beschäftigte. Arbeit hatte oberste Priorität, andere Bedürfnisse wurden ignoriert. Man drohte mir oft, sie würden mich in eine Anstalt für Schwererziehbare stecken, wenn ich mich nicht unterwerfe.

Was haben Sie an Winterthur am meisten geschätzt?

Ich lebte ein Schattendasein. Aber wo es Schatten hat, muss irgendwo auch Licht sein. Wenn auch nur ein kleines Licht der Hoffnung spendete mir ein Lehrlingskumpel. Er kam aus einem Hause, wo Musik, Literatur und kulturelle Werte gepflegt wurden. Diese Verbindung zu ihm sah meine Schlummermutter nicht gerne. Aber es war dieser gut gebildete Kumpel, der mich in den Wintermonaten immer wieder zu den damals bekannten Freikonzerten in Winterthur führte und mir die Türe in eine Wunderwelt aufstieß.

Und was vermissen Sie?

Als Wirtschafts- und Rechtslehrer habe ich während meiner fast 30-jährigen Lehrtätigkeit das Schicksal der Eulachstadt verfolgt und mit Schrecken den Niedergang der Industrie beobachtet. So schrecklich, wie ich damals Winterthur erlebt habe, so gerne komme ich in diese Stadt zurück als würde es mir einmal gelingen, meine Jugend, die ich hier verloren habe, doch noch zurückzugewinnen.

Von Tamara Schäpper